

7. Queere Schönheit

»Homosexuality is now signified by theatrically ›macho‹ clothing (denim, leather, and the ubiquitous key rings) rather than by feminine style drag; the new ›masculine‹ homosexual is likely to be non-apologetic about his sexuality, self-assertive, highly consumerist and not at all revolutionary, though prepared to demonstrate for gay rights. This one might note, is far removed from the hopes of the early seventies liberationists who believed in a style that was androgynous, non-consumerist and revolutionary.«¹

Die Ideale einer Schönheit – auch einer queeren Schönheitsvorstellung – unterliegen einem permanenten Wandel. Der australische Politikwissenschaftler Dennis Altman brachte dies für die schwule Subkultur der 1970er Jahre – mit der Gay Liberation beginnend kurz nach Stonewall – trefflich auf den Punkt. Die Revolution animierte viele queere Männer, symbolische Stärke, sexuelle Tatkraft und erkennbaren Stolz nach außen zu tragen. Gerade in den urbanen Zentren der Vereinigten Staaten von Amerika wurde der Mythos einer heroischen Straßenschlacht in der Christopher-Street von New York City zum Leitmotiv eines Selbstverständnisses. Entsolidarisiert von anderen queeren Gruppen dieser revolutionären Periode wurde die zur Schau gestellte Attraktivität unter schwulen Männern eigenständig formiert und zelebriert. Dabei entsprach das Konzept von Schönheit idealerweise keinem neuen, ganz im Gegenteil, einem alten Männlichkeitsbild.

1 Dennis Altman, What Changed in the Seventies, in: Gay Left Collective (Hg.), Homosexuality: Power and Politics (London, New York 1980), S. 52.

In geradezu grotesker Weise avancierten viele schwule Männer zu Passformen alter Klischees.

»Since homosexuality is always defined in terms of effeminacy, the concept of a masculine homosexual is, in the discourses of straight society, an oxymoron. The appropriation of the masculine by the gay community serves to underline the extent of gay exclusion from the dominant. The gay man who claims to be ›masculine‹ instantly violates that masculine identification when he expresses (gay) sexual desire. Masculinity and gay sex can never be equated, trapping the gay man in a paradoxical position: possessing the anatomical sex of a man and identifying with the masculine gender, the macho gay man is at once a part of the masculine dominant and forever excluded from it because of his sexual desires. Every attempt he makes to include himself within the discourses of masculinity leads to his violation of the whole concept of ›masculinity‹ as he becomes a perversion of its very (heterosexual) definition.«²

Die Formen von Schönheit als durch eine gesellschaftliche Mehrheit anerkannte Kategorien unterliegen also nicht nur permanenten Wandlungen, sondern gleichsam milieuspezifischen Prägungen. Neben allgemein geltenden Kulturformen männlicher und weiblicher Schönheit bieten ebenso Subkulturen ganz eigene Formen alternativer Schönheitsmodelle oder pflegen Darstellungsweisen, die anders beziehungsweise irritierend für die Allgemeinheit wirken können. Was als schön – sowohl ästhetisch als auch erotisch – gilt, wird gerade im Verständnis einer queeren Schönheit politisch. Dabei sind Variationen von Schönheitsvorstellungen wie die schwul-männliche Dominanz seit den 1970er Jahren nur eine gelebte Möglichkeit von vielen. Gerade in einer queeren Gemeinschaft haben sich mit der kollektiven politisch-kulturellen Selbstfindung Ausdrucksformen der Selbstinszenierung von Geschlecht und Sexualität entwickelt, denen teilweise der Anspruch auf Schönheit zugrunde gelegt wurde. Der performative Faktor

2 Jamie Russell, *Queer Burroughs* (New York 2001), S. 123.

»Schönheit« wird ein Allgemeingut, scheinbar für jede*n verfügbar und doch nur beschränkt egalitär.

»Schönheitsideale erreichen mittlerweile alle gesellschaftlichen Gruppierungen. Dabei zeigen sich auch vereinzelte Tendenzen, dass Mode Anregungen von ›unten‹ aufnimmt und so niedrigere auf höhere sozioökonomische Schichten einwirken – etwa dann, wenn Designer Elemente der Bekleidungsmode einer Subkultur wie Punk oder Hip Hop übernehmen und diese Elemente so in die ›bessere Gesellschaft‹ einführen.

Wir finden heute einerseits eine Demokratisierung des Schönheitsimperativs vor, welche sich darin zeigt, dass Schönheitsstandards rasch breite Teile der Bevölkerung erreichen. Da mittlerweile aber jeder Körper zum Objekt der Gestaltung und Positionierung geworden ist, ist Körperlichkeit auch ein Ort, der gesellschaftliche Hierarchien in besonderem Maße widerspiegelt.«³

Die vorherrschenden Schönheitsideale unterliegen seit nun Jahrzehnten vielfältigen Einflüssen, wobei der Körper nicht nur durch Eliten eine öffentlich anerkannte Formung erfährt. Die Einflüsse auf das Verständnis, wer nun als schön gilt, sind mannigfaltig und rasch wandelbar. Wenig überraschend findet sich auch hier eine queere Form der Schönheit, die sowohl allgemeine Trends als auch spezifische Überlegungen widerspiegelt. Mehr noch, queere Schönheitsideale charakterisieren sich durch Gegensätze in Erscheinungsformen, durch vermeintliche Polaritäten zwischen Norm und *Abnorm* und durch sichtbare Widersprüchlichkeit. Die Bandbreite queerer Schönheit als wahrnehmbare Sprache nach außen mag ein politisches Statement gegen und dann wieder eine Zustimmung für das Establishment ausdrücken. Manchmal passiert dies durch ein und dieselbe Person, wenn in der gleichzeitigen Darbietung mehrere queere Standpunkte dargelegt werden sollen.

3 Waltraud Posch, Projekt Körper, Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt (Frankfurt a.M. 2009), S. 64.

»Der Deregulierung sozioökonomischer Schichten steht jedoch eine starke internalisierte Regulierung des persönlichen Lebensstils gegenüber, die aus vielen Kleinigkeiten besteht, welche wir angeblich aus freiem Willen und nach reichlicher Selektion scheinbar unzähliger Möglichkeiten auswählen. Eine davon ist der Körper.«⁴

»Die Geschichte der Schönheit ist eine Geschichte von Körpern und Moden, von Moralvorstellungen, Inszenierungen, Macht und Geschlechterrollen. Und sie ist eine Geschichte der Sichtbarkeit. Wie immer Schönheitsideale gerade ausfallen, sie werden in der jeweiligen Zeit und Kultur als Normalität wahrgenommen.«⁵

Sowohl die Demokratisierung von Schönheitsidealen als auch die Möglichkeit einer Performanz dieser Ideale – als lebendiger Teil subkulturellen Lebens und/oder in der virtuellen Darstellung seiner* ihrer selbst – ermöglichen differenzierte Bilder queerer Schönheitsmuster und deren entsprechende Anerkennung (durch wenige, manche oder gar viele).

Androgyne Ausdrucksformen von Schönheit sind zwar nicht neu, jedoch in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften verbreiteter als je zuvor. Dabei verschwimmen nicht nur klassisch optische Grenzen der geschlechtlichen Tradition, sie können auch in spielerischer Provokation umgedeutet werden. Jedenfalls tritt die Ästhetik in den Vordergrund, also die modische Interpretation von Schönheit im menschlichen Kleid über die Grenzen einer biologischen Weiblichkeit und Männlichkeit hinaus. Androgyne Sprachformen sind somit Bestandteil von Modedesign, Jugendkulturen und subkulturellen Ausdrucksformen jeglicher Art, jeweils mit dem Potenzial, in die Mehrheitsgesellschaft einwirken zu können.

»While the fashion and beauty world's adoration of androgyny has endured for decades, the latest shift isn't about women borrowing

4 Waltraud Posch, Projekt Körper, Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt (Frankfurt a.M. 2009), S. 66f.

5 Ebd., S. 172.

from men or vice versa, but a seemingly casual move beyond gender altogether. [...] For Canadian designer Rad Hourani – whose campaigns have spotlighted lean, delicately featured guys and slight-hipped, makeup-less girls for years – androgyny is all about a freeing ease. It's far from the aggressively theatrical school of ›70s androgyny, defined by a face-painted David Bowie and company. Hourani's unisex architectural designs are boundary breakers, sure, but he also calls them ›modern classics‹, ›comfortable‹ and ›asexual‹. [...] In today's tech-driven age, could the new androgyny be an effort to find an aesthetic sympatico with our avatar-constructed lives? [...] In a sign of the times, this year Facebook expanded its list of gender options for users from two (female, male) to 50-plus, including agender, androgyne, gender fluid, gender nonconforming, gender questioning and neutrois.«⁶

Dieses Spiel mit geschlechtlichen und sexuellen Deutungsmustern in der Mode und Bekleidung mag sowohl einen Zeitgeist als auch eine praktische Auskoppelung politischer Forderung seit der ersten Frauenbewegung darstellen. Was anfangs Einzelpersonen wie Paul O'Montis oder Marlene Dietrich für sich in Anspruch nahmen, wird über Jahrzehnte wachsend breiter interpretiert. Gerade deswegen entlarvt sich das Spiel mit der androgynen Erscheinung als Ausdrucksform sowohl in historischer als auch kultureller Weise, wobei die starken queeren Bezüge offenkundig sind:

»The new sexual freedom that many rock'n'roll songs championed in the 1960's, for example, was more an assertion of dissent and attitude than it was a reflection of everyday life in youth subculture. Within gay subculture, however, a flaunting of society's more was, and remains, part of daily life. This unconventional lifestyles, with the emphasis on ›style‹, was viewed somewhat enviously by popular music's more

6 Durga Chew-Boose, The Androgynous Beauty Mood of the Moment, The blurred lines between feminine and masculine is a blasé bending of expectations (27.11.2014), in: Flare, <https://www.flare.com/beauty/the-androgynous-beauty-mood-of-the-moment/> (5/2021).

stylish performers, who have consistently appropriated gay style and mediated that discourse of fashion for their fans. [...] It is well-known, of course, that Bowie, Reed, Iggy Pop and Bryan Ferry and Brian Eno (both of Roxy Music) were all regular visitors to the most fashionable gay haunts on both sides of the Atlantic [Europe and North America] and that four of the five – Ferry is the exception – posed for years as bisexual and/or gay at different items.«⁷

Sowohl Künstler*innen als auch Querdenker*innen haben sich aus einer eigenen Kreativität heraus nicht nur selbst erfunden, sondern gleichsam einen Standpunkt formuliert, der bei manchen zumindest eine künstlerische Wichtigkeit entwickelt hat. Im 21. Jahrhundert angekommen, scheinen diese Standpunkte zu Flächen zerronnen zu sein, die einer Vielzahl an Menschen alternative Formen des Ausdrucks und der Möglichkeit, schön zu sein, bieten. In gewisser Weise sind androgyne Darstellungsformen im Alltag angekommen und mit der Chance behaftet, als anerkannt schön gelten zu dürfen. Sie reüssieren erfolgreich zwischen dominanten Schönheitsverkürzungen der Medien, die nach wie vor die größte Projektionsfläche gestalten, solange die künstlerisch wertvolle Zuschreibung möglich erscheint. Sobald diese Freiheit der Kunst – und eventuell noch der Wissenschaft – verlassen wird, greifen ganz andere informelle Regeln:

»Contemporary teen film« depiction of LGBT characters generally conforms to the same hegemonically dominant »tendencies« visible in mainstream media: they tend to be white, middle-class, able-bodied; they tend to be gay, or perhaps lesbian, but rarely bisexual or transgender. Their desires tend to be chaste, insinuated more than stated, and they tend to come out and declare recognisable, binary, fixed identities, with well-adjusted, happy, healthy portrayals tending to be out and proud, and deviance related to closet-cases. And yet, these tendencies are also contested within the genre. There are – though few and far between – non-white, non- middle-class characters. There

7 B. Fergus Foley, *Significant Others: Gay Subcultural Histories and Practices*, Dissertation Simon Fraser University (Burnaby 1987), S. 149f.

are lesbians, bisexuals, and even a very few transgender characters. While culturally understood as victims, onscreen LGBT youth often face no onscreen victimisation, and those that do use their own agency to overcome adversity.«⁸

Auch wenn weiße Hautfarbe, körperliche Unversehrtheit und Fitness die Erfüllung geltender physiognomischer Standards im Aussehen und viele andere Faktoren die mediale Darstellungsweise queerer Personen beeinflussen, so können gerade postmoderne, virtuell vernetzte Gemeinschaften alternative Formen der Performanz und Bilder kreieren und den Rahmen von Schönheit subkulturell erweitern. Natürlich ist die kritische Reflexion einer dominanten Mehrheitsgesellschaft und die Hinwendung zu einer subkulturellen Gemeinschaft notwendig, um Alternativen eine Chance zu geben. Doch gerade der Prozess einer Sichtbarwerdung subkultureller Standards und die damit verbundene Demokratisierung von als schön geltenden Ausdrucksformen belegen die zunehmende Wichtigkeit queerer Definitionsmacht. Die Hartnäckigkeit sowie Allgegenwärtigkeit von Medien erleichtern einerseits das Hinnehmen vorhandener Standards und deren Internalisierung, andererseits beflügeln virtuelle Möglichkeiten die neugewonnene Autonomie und die potenzielle Hinwendung zu globalen Alternativen.

»I do not feel that I fit the traditional definitions of male and female. I am somewhere in the middle. For some reason, this scares some people. People have a hard time accepting what they cannot see or cannot relate to. Not everyone questions their gender. But there is no real rule to androgyny.«⁹

Tatsächlich ist es durchaus die Regellosigkeit – oder eben auch Freiheit –, die bezugnehmend auf Androgynität verunsichert. Der von au-

8 Andrea Pauline MacRae, *Hegemonic negotiation and LGBT representation in contemporary teen films*, Dissertation University of Western Australia (Perth 2018), S. 157.

9 Jordan McGee, *Confident and Comfortable: The Beauty of Androgyny* (15.02.2017), in: *Grand Central Magazine*, <http://gcmag.org/confident-and-comfortable-the-beauty-of-androgyny/> (5/2021).

ßen wahrnehmbaren Ankerpunkte einer geschlechtlichen Zuordnung entzogen, werden der*die Beobachter*in in eine Irritation entlassen, die sich nur durch Kontaktaufnahme auflösen lässt. Darüber hinaus mag sich zwar die androgyne Erscheinungsform einem allgemeinen Regelwerk, aber keinesfalls einer ästhetischen Beurteilung entziehen. Daher mag die geschlechtsüberschreitende Performanz der eigenen Persönlichkeit dem Gedanken einer Entfesselung folgen, doch die Demokratisierung von Schönheitsidealen schafft ebenso subkulturelle Bewertungstendenzen. Denn in queeren Subkulturen und in deren Teilbereichen bestehen weiterhin traditionelle, kreative oder schnöde Schönheitsverständnisse, die mit Codes, Identifikationsmerkmalen und Ausdrucksformen einwirken.

»Gay men have long experimented with notions of acceptability in behaviour and dress. The twentieth century has seen a movement in the (straight) public's perceptions of gay men and also in the positioning of gay men's self-identity. Codes of behaviour and styles of presentation that were utilised by gay men have developed and been cast aside as social attitudes and legal positions have altered. Stereotypes that were formed have been challenged, broken down and replaced by new ones. [...] there has been a breakdown of the gay and non-gay ›us and them‹, fashion and dress choice are still used by many to differentiate themselves, sometimes as individuals, sometimes as members of a group and sometimes as both.

Many gay men no longer feel the need to define their identity through their choice of dress, while others are making conscious efforts to reinforce a communal identity through behaviour and locations for living and working and dress. One fact that does remain is gay men's interest in clothing; but even that is no longer homogenous, [...].«¹⁰

10 Shaun Cole, ›Don We Now Our Gay Apparel‹, *Gay Men's Dress in the Twentieth Century* (Oxford New York 2000), S. 189.

Diese Entwicklung brachte bereits der Universalgelehrte und Semiotiker Umberto Eco in seinem Buch zur Geschichte der Schönheit in der historischen und ästhetischen Dimension auf den Punkt:

»Die Massenmedien liefern ihrerseits kein einheitliches Modell, kein einziges Schönheits-ideal mehr. Auch in der Werbung, die nur eine Woche laufen soll, können sie alle Erfahrungen der Avantgarde verwerten und zugleich Modelle der 20er, 30er, 40er und 50er Jahre bieten, sogar in der Wiederentdeckung überholter Formen von Autos der Jahrhundertmitte. Die Massenmedien offerieren eine Ikonografie des 19. Jahrhunderts, den märchenhaften Realismus, die junonische Üppigkeit von Mae West, die bulimische Anmut der jüngsten Mannequins, die schwarze Schönheit Naomi Campbells und die nordische Claudia Schiffer, die Anmut des traditionellen Steptanzes aus A Chorus Line und die futuristischen und erschreckenden Architekturen in Blade Runner, die femme fatale vieler Fernsehsendungen oder Werbespots und das Wasser-und-Seife-Mädchen á la Julia Roberts oder Cameron Diaz, Rambo und Platinette, George Clooney mit kurzen Haaren und die Neo-Cyborgs, die sich das Gesicht metallisieren und ihre Haare in einen Wald gefärbter Spitzen verwandeln oder sich ganz kurz scheren. Unser Erforscher der Zukunft wird das von den Massenmedien des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus verbreitete ästhetische Ideal nicht mehr identifizieren können. Von der Orgie der Toleranz, vor dem totalen Synkretismus, vor dem absoluten und unaufhaltsamen Polytheismus der Schönheit wird er kapitulieren müssen.«¹¹

Ist damit die queere Schönheit – Umberto Eco folgend – schon bald entfesselt und bereit, noch kleinteiliger zu werden? Sind soziale Zuschreibungen und gesellschaftliche Einschränkungen im Auflösen begriffen, sobald man nur in der richtigen Subgemeinschaft angekommen ist? Teilweise ist die Demokratisierung queerer Formen von Schönheitsidealen und Alternativen sichtbar geworden, dennoch

11 Umberto Eco (Hg.), *Die Geschichte der Schönheit*, 2. Aufl. (München 2007), S. 428.

bleiben hartnäckige Strömungen der Ex- und Inklusion bestehen. Gerade virtuelle Plattformen des Kennenlernens offenbaren in ihrer Verkürzung auf das Visuelle spezifische wie breite Formen der Ausgrenzung und die Anwendung homogener Schönheitsideale. Die eigene Darstellung durch Bilder und wenige Worte reduziert den Menschen auf das Obligatorische; je nach Plattform können dies Beziehungsformen, Sexualität und/oder sexuelle Vorlieben sein. Der Aufbau solcher Applikationen für Mobiltelefone macht diese Reduktion meist schon durch das Design und die angebotenen Funktionen deutlich. Gleichsam beweist die Beliebtheit dieser Apps nicht nur die weite Verbreitung, sondern ebenso die erfolgreiche Etablierung in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften. Egal ob die Selbstbeschreibungs- oder Suchfunktionen ethnische oder physische Merkmale zur Auswahl vorgeben, das visuelle Beurteilungsschema greift mit internalisierten Mustern sozialer Anerkennung und tief-schlummernden Idealen von Schönheit in Sekundenschnelle um sich. Ein aufmerksames Wischen ist ausreichend, um eine Entscheidung zu treffen, die wenigen Details werden sekundenschnell überflogen und auf Sollbruchstellen durchsucht. Kulturelle Codes, zertifizierte Bildungserfolge, Job oder Einkommen können anhand bestehender Symbole treffsicher identifiziert werden (umso schlimmer, wenn sie willentlich zur Täuschung eingesetzt werden) und ebenso – falls überhaupt gewollt – ideologische Zugehörigkeiten und spirituelle Lebenseinstellungen. Die Verkürzungen der eigenen Identität wird mit einem dargelegten Lächeln zur Reklametafel, wobei manche vor der intensiven Nutzung optimierender Bildbearbeitungsprogramme nicht zurückschrecken. Die Überzeichnung vorteilhafter Facetten soll das Deutliche zum Vorschein bringen, um das anbieten zu können, was gerade eben als begehrenswert gefunden werden kann: superschlank, supersportlich, superbeliebt, superreich und superschön.

»They'll claim statements like ›no fats‹, ›no fems‹, ›no asians‹, and ›no blacks‹ are nothing more than preferences which they can't be blamed for, despite the fact that dating, attraction, and desire are and have always been political. [...] People use the word ›preference‹ when they

don't really know what it means. The big question is, since when is it okay to judge an entire group of people before you meet them? They've got a word for that: prejudice.«¹²

Diese Verkürzungen auf wenige – meist sichtbare – Parameter führen in der Tat zur Befeuerung alter Klischees. Die Hinwendung zu Schönheitsidealen wird dabei gerne als Klarheit über eigene Wunschvorstellungen fehlinterpretiert, besonders dann, wenn generalistische Ausschlüsse ganzer Personengruppen vollzogen werden. Die Entschleierung dieser scheinbaren Klarheit bringt Strategien der Exklusion zum Vorschein, die Menschen aufgrund äußerer, sozialer und kultureller Marker aus dem Spektrum der Attraktivität verbannen. Es sind Vorurteile und Zuschreibungen, die mehreren Gruppen übergestülpt werden, um so den Aktionsradius des Begehrens zu optimieren. Zu wissen, was man in der queeren Gemeinschaft schön findet, geht somit gern mit der Erkenntnis einher, was als unschön oder gar hässlich verstanden werden kann.

»Those Asian men who are featured as desirable in the gay media are those who have been able to ›successfully‹ assimilate to the dominant Anglo gay culture (e. g., Anglo features, muscular, gay fashions) [...] Men from Southeast Asian backgrounds in this study were frequently highly sensitive to their subordinate positioning in the dominant gay culture, in ways that Anglos would have had difficulty even noticing. For instance, in addition to being absent in the media, their experiences of being ›invisible‹ to other participants on the scene, such as being ignored by bar staff and catching disapproving glances from Anglo and other European patrons [...].«¹³

-
- 12 Buffy Flores, This ›No Fats, No Fems‹ Shirt Is Everything That's Wrong With the Gay Community (28.04.2016), in: Pride (Pride Publishing Inc.), <https://www.pride.com/firstperson/2016/4/28/no-fats-no-fems-shirt-everything-thats-wrong-gay-community> (5/2021).
- 13 Damien Ridge, Amos Hee, Victor Minichiello, Asian Men on the Scene, in: Journal of Homosexuality, Vol. 36, No. 3-4 (1999), S. 47, DOI: https://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1300/J082v36n03_03 (5/2021).

Die zum Tragen kommenden Mechanismen auf Onlineplattformen sind keineswegs neu, sondern lediglich virtuelle Fortsetzungen täglicher Marginalisierungen eines vermeintlich *Anderen*. Sowohl die Schaffung von Hierarchiesystemen als auch ihrer Anwendungsformen sowie deren unreflektierte, aber anscheinend zweckdienliche Nutzung, bedienen sich allseits bekannter Etikettierungs- und Stigmatisierungsstrategien auf Basis sozial konstruierter – queerer – Schönheitsformeln.

»It is also interesting to note that while ten ethnic labels are offered by Grindr, these categories are centred on western civilisations, offering labels for major groups such as ›White‹ and ›Black‹, as well as subcontinental groups such as ›Native American‹ and ›Latino‹. Middle Eastern ethnicity are represented by ›Middle Eastern‹, while Asia is represented by ›Asian‹ and ›South Asian‹, despite being the largest, most ethnically diverse and populous continent. All other individuals are simply accounted for in ›Other‹. In contrast, we see more general options offered by Jack'd¹⁴ – ›Asian‹, ›Black‹, ›Caucasian‹, ›Latino‹, ›Middle Eastern‹, ›Mixed‹, ›Pacific Islander‹ and ›Other‹. As many interviewees expressed, underrepresentation of accurate ethnicities and/or cultural identities result in the selection of ›Blank‹, ›Prefer not to say‹ or other equivalent options offered. While ethnic filtering may facilitate prejudice against certain ethnic groups, many users describe these exclusions as non-racially motivated and simply a matter of personal taste. Researchers have argued that tastes and interests of individuals are ultimately shaped through socio-economic, as well as locational factors, and not necessarily a matter of taste, but an issue relating to cultural and political differences [...].«¹⁵

14 Jack'd: eine App-basierende Chat- und Dating-Plattform für queeres Publikum, <https://www.jackd.com/> (5/2021).

15 Wei-Hong Tseng, ›NO ASIANS PLEASE‹, ›ONLY FOR ASIANS‹: Experiences of East-Asian Gay Newcomers on Grindr and Jack'd in London, Dissertation Goldsmiths University of London (London 2017), S. 50f.

So vereinigend Queerness aufgrund von Begehen und subkultureller Überschneidungen wirken mag, die Bruchlinien der Heteronormativität finden sich auch an der Außenfassade des »Vorhofes einer Macht«¹⁶ wieder. Die Innovationskraft queerer Schönheit bekommt zunehmend Chancen auf Sichtbarkeit und Anerkennung, doch vieles der Alltagskultur bleibt alten Traditionen von Männlichkeit und Weiblichkeit verbunden. Selbst wenn sich zähflüssige Veränderungsströme zu ergießen beginnen und von manchen frenetisch als Befreiung von alten Mustern gefeiert werden, so fließen sie nicht nur langsam voran, sondern sind auch immer gefährlich, da sich der Fortschritt als Rückschritt in neuer Form entpuppen könnte. Ganz unpolitisch und unauffällig dienen hierbei Muster von Schönheit als fahrtüchtiges Vehikel, um Lebensentwürfe und ideologische Standpunkte zu formen. Das Erleben von Attraktivität, die Annäherung an Standards zeitgenössischer Schönheit und das Begehren einer Makellosigkeit beeinflussen subtil, aber erfolgreich das Handeln der Menschen, gesamtheitlich und subkulturell.

Die queere Kreativität in der Schaffenskraft neugedachter Schönheitsformen bietet sowohl das revolutionäre Potenzial, etablierten Traditionen die Stirn bieten zu können als auch als Gehilfe normativer Wirkungsprozesse zu fungieren. Daher lässt die der Schönheit innewohnende Queerness Raum für alternative Interpretationen eigener Erscheinungsformen und gibt Freiheit im Begehren und Kreativität für die Interpretation von Attraktivität. Sie beschränkt sich weder auf alte Traditionen noch auf wahrnehmbare Facetten, sondern erlaubt die Entdeckung, die persönlich, aber auch gemeinschaftlich, real sowie virtuell gedacht werden muss. Diese Freiheit mag für viele anstrengend wirken, kommen doch plötzlich bequeme Passformen von Schönheitskonzepten – die idealerweise auch gleich gewisse Formen der Anerkennung beinhalten – abhanden. Die imaginäre Checkliste entsorgend, was nun schöner macht und was besser ausgespart werden sollte, betrifft unweigerlich die eigene Erscheinung. Das Resultat: Ge- und erlebte Konzepte von Schönheit müssen kritisch hinterfragt und adaptiert werden. Mit

16 Siehe: Martin J. Gössl, *Schöne, queere Zeiten?*, S. 22.

dem Neudenken einhergehend werden jedoch weder Ästhetik noch Begehren verhandelt – beides darf und muss als Empfinden seine persönliche Richtigkeit haben –, doch die sozialen Automatismen einer Exklusion basierend auf Schönheitsvorstellungen werden als das wahrgenommen, was sie sind: Etiketten, Stigmata und Vorurteile.